

Die
S C H W E I Z.

Von
Carl Marchese von Grosse.

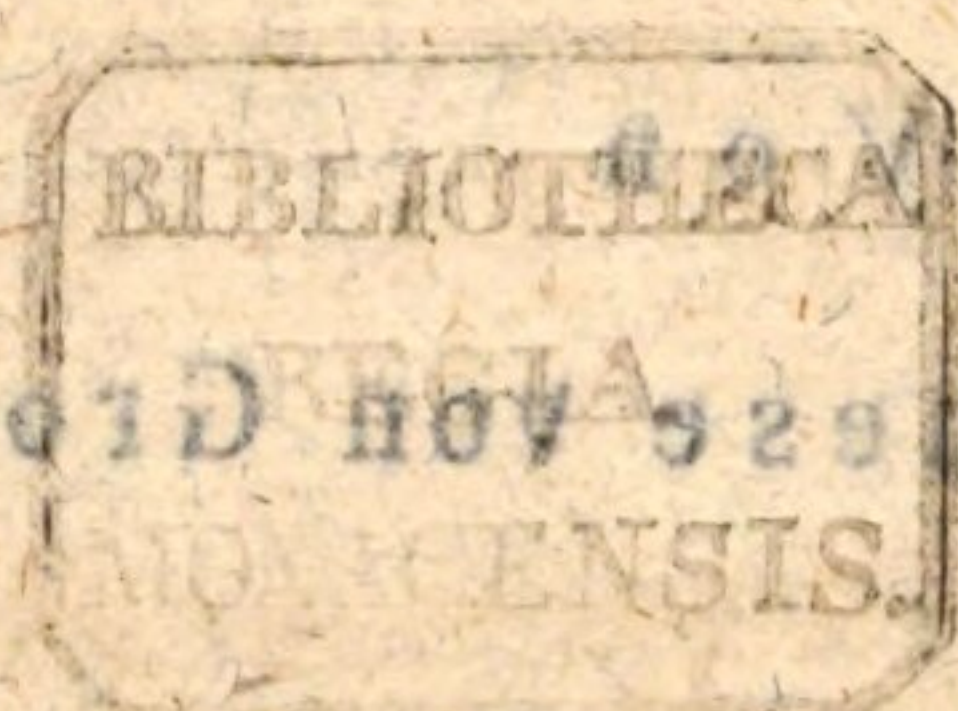


Zweyten Bandes. Erster Theil.

Halle, 1791.
in I. C. Hendels Verlage.

S. C. J. E. W. E. J.

Die



Zweyten Bandes. Erster Theil.

Halle, 1791.
in I. C. Hensdels Verlage.

V o r r e d e.

Bey der Entwicklung der einzelnen Staatsverfassung habe ich mich in so engen Schranken, als nur möglich war, zu halten gesucht. Nur immer dem ersten Kantone, der sich an der Spitze einer Art von Regierungsform befindet, haben einige allgemeine Anmerkungen hinzugefügt werden müssen, um sie bey seinen Brüdern nachher ersparen zu können. Der Abschnitt über Bern ist schon

in der *deutschen Monatschrift* 1790,

einzelnen erschienen, und ich habe ihn nur

hin und wieder verændert. Vorzüglich

habe ich allenthalben Herrn *Meisters* vor-

treffliches Werk zum Grunde gelegt, wel-

ches meistens so vortreflich ist, daß man,

um sich in seine Kürze zu fassen, fast

abschreiben muß. Wer die Schweiz im

Umfange des politischen Baues kennen

lernen will, kann keinen sicherern Weg-

weiser wählen, und nur selten habe ich

etwas verændern müssen.

卷之四

Lebensart der Schneider.

Die Schweiz.

Der mit der Natur des Menschen, mit dem Drange
oder der Aufzuchtung der Klugheit
kann auf das genaueste im Zusammenhang
zu ist daher so mannichfaltig verschieden, als
das Land durch seine innere Beschaffenheit in
Abtheilungen zerfällt wird. Denn indem einer
seiner die Einfachheit der Gesellschaft
als die höchste Glückseligkeit, der andere diese
Abtheilung seine Menschen, als Handel,
als vornehmste Art, sich zu erheben,
die Vernunft und der Luxus verheißt
kann.

Die Schweiß.

Erstes Kapitel.

Lebensart der Schweizer.

Der Zustand des geselligen Lebens in der Schweiz steht mit der Art, sich zu ernähren mit der Natur des Bodens, mit dem Drucke oder der Aufmunterung des Himmelsstrichs auf das genaueste im Zusammenhange. Er ist daher so mannichfaltig verschieden, als dies Land durch seine innere Beschaffenheit in Abschnitte zertheilt wird. Ganz anders artet und bildet die Einsamkeit der Gletschergrüfte, die einfache Milchkost, der reine blaue Alpenhimmel seine Menschen, als Handel, die zusammengesetzte Art, sich zu ernähren, die Ueppigkeit und der Luxus verzogener Städte.

Da besonders, wo man dem Boden seine Früchte abzwingen muß, und ihn nur allmählig zu einem ergiebigen Weidenenertrag bringt, hat sich die Simplizität des Schäfer-

lebens noch immer in ihrer Reinheit erhalten. Fast der ganze Kanton Appenzell ist ein solches einfaches Hirtenland. Nicht selten trifft man hier auf ehrwürdige Greise mit langen patriarchalischen Bärten. Das Bewußtseyn der Unabhängigkeit giebt ihnen den freyen Anstand und die Offenheit im Betragen, welche eine schrankenlose Theilnahme erwecken. Niemand macht hier im Aeusserlichen Ansprüche, und der um sein Vaterland verdiensteste Mann zeichnet vom niedrigsten Bürger nur durch eine allgemeinere Hochschätzung sich aus.

Nichts geht über den wahrhaft idealischen Anblick einer Schweizerhütte in diesen Ländern, welche, aus einfachen Brettern zusammengefügt, ein Sinnbild der Reinlichkeit und der stillsten Heiterkeit darstellt. So tragen immer Kleidung und Wohnung den Karakter ihres Einwohners an sich. Die Häuser der Bauern zeigen nicht nur von der Glückseligkeit und der isolirten Ruhe ihres Besitzers, sondern auch von der allgemein übereinstimmenden Gleichheit unter den Ständen.

Das

Das Hirtenleben der Aelpler entfaltet da, wo es noch ganz in seiner Eigenthümlichkeit und Unverdorbenheit ist, sichtbar das Leben des reinsten Naturmenschen, dessen Wünsche und Ideen, dessen Glückseligkeit und Aberglaube sich lediglich auf die Art seiner Beschäftigung beziehen. Alles, was er erübrigen kann, wendet er an seine Heerde; sie ist sein Reichthum und Stolz; die Wanderungen derselben bestimmen seine Festtage, und alle seine ländlichen Beschäftigungen; der ganze Genuß seines Zustandes drängt sich bey einem wiedergehörten Tone seines Kuhreihens ihm unwiderstehlich ins Gedächtniß zurück. Seine ganze Geschichte gehet nur seine Heerden und Weiden an, und nur die Erfahrungen sind ihm werth, die ihm eine fruchtbarere Benutzung seines Viehes lehren. Von diesem allgemeinen Bezug seiner Seele auf seinen Nahrungsstand habe ich schon oben weitläufiger gesprochen.

Auch da, wo der Ackerbau herrscht und den Menschen seinem Boden näher ziehet, gleichen die Sitten noch denen einer reineren Unschuldswelt. Er ist nicht so einträg-

lich, daß man allein von ihm leben könnte. Meistens sind daher die Beschäftigungen der Hirten daselbst mit denen des Bauern verbunden.

Mehrere Striche zeigen dagegen auch in einer seltsamen Vermischung das Ineinanderschmelzen des Hirtenlebens mit der feineren gesellschaftlichen Kultur. In Sanen z. B., wo der Wohlstand der Leute durch Viehzucht ziemlich hoch sich erhoben hat, findet man einen schon feineren Geschmack in Wohnung und Hausgeräth, oft eine Bibliothek und einen Anstrich von gutem Ton mitten unter allen Umständen der Viehzucht. Besonders die Strecken am Jura, welche diese letztere begünstigen, zeigen die Feinheit der angränzenden Provinzen und Manufakturörter. In jedem Lande offenbahrt sich immer etwas von dem Lichte, das sein Nachbar auf ihn wirft, und so wie die Gegenden an Frankreich eine gemischte Stimmung von diesem Lande erhalten, so die am Gotthard liegenden von Italien. Nichtsthun und Faulheit sind die Charaktere dieser Thäler.

Das Verhältniß zwischen beyden Geschlechtern ist es besonders, was das Maafs der Sittlichkeit angiebt. Die Art der Verheirathung und des ehelichen Beysammenseyns, sind eben so viele Unterscheidungszeichen der mannichfachen Kultur.

Alle Gegenden, wo noch Unschuld eine gewisse patriarchalische Vertraulichkeit zwischen beyden Geschlechtern begünstigt, zeichnen sich durch die ganz eigene Art, ihre Ehen zu schliessen, aus. Niemand heyrathet sein Mädchen, ehe sie nicht schwanger ist; etwas, das durch den daselbst eingeführten *Kiltgang* befördert wird.

Fast durch die ganze Schweiz ist dieser Kiltgang gemein. Man hält nur diejenigen Mädchen für liederlich, welche ihre Liebhaber wechseln, oder mehrere auf einmal begünstigen. Und so wie ein Bauermädchen selten vor der Schwängerung verheyrathet wird, so zwingt man junge Leute, die sich weigern und ihren Bräuten nichts vorzuwerfen haben, zur Heyrath derselben.

In Appenzell, der schweizerischen Unschuldswelt, herrschte schon lange vor der Einführung alles Manufakturwesens ein sehr vertraulicher Umgang zwischen beyden Geschlechtern. Man hat hier alle drey Monate ein Fest, der *Reisfonntag* genannt, wo man sich nach der Kirche in den Wirthshäusern auf eine äußerst vertrauliche Art paart, den Abend dann zusammen unter Spielen der Liebe vertändelt, und von wo aus am Ende das Mädchen von ihrem Liebhaber nach Hause begleitet wird, der die Nacht bey ihr bleibt. Wird das Mädchen schwanger, so muß ihr Liebhaber sie heyrathen, sonst hat er die Freyheit, den Umgang abubrechen oder fortzusetzen. Mehrentheils nehmen diese Vorspiele des Heyrathens, oder sogenannte Schriffetten am Neujahrstage ihren Anfang, weil der Winter mehr Feierstunden erlaubt.

So schließt man auch im Haslithale die Ehen dem Geschmacke des goldnen Zeitalters gemäfs. Ein junger Mensch, der von einem Mädchen, an das er Geschmack findet, günstig angesehen wird, schleicht ohne Umstände in ihr Schlafzimmer, ohne daß

er

er von ihren Verwandten gestört wird. Diese nächtlichen Besuche dauern oft Iahrelang fort, bis endlich das Mædchen schwanger wird, und dann muß er sie heyrathen. Dies weigert sich auch hier kein junger Mensch, wie wol in anderen verderbteren Kantonen, wo das Mædchen oft mehrere Liebhaber zugleich begünstigt. So ist es fast die ganze Schweiz durch und nur in einigen Thälern von Wallis infamirt dies Verbrechen noch. Sonst fodern im Allgemeinen die Gesetze vom Bräutigam ein Alter von 25; von der Braut eins von 22 Jahren, und es wird ausserdem oft noch von jenem verlangt, daß er sich in den Waffenübungen hervorgethan habe, einen gewissen æusseren Wohlstand besitze, und wenigstens eine vollständige Uniform und Gewehr.

Auf den Ehebruch stand in den meisten Kantonen ehemals die Todesstrafe, aber man hat dies gemildert, wahrscheinlich damit es nicht endlich selbst an Richtern fehlen möchte. Man bestraft ihn nur mit einer Geldbusse oder Gefængnisstrafe. In einigen

darf kein Schuldiger in dem Regierungsrath sitzen, so wie auch kein eheloser.

Indeß darf man nicht glauben, daß durch die ganze Schweiz das Patriarchalische herrsche. Mancher Theil hat von dieser Einfachheit nichts mehr als das Aeussere übrig behalten. Appenzell Auser-Rhoden, dies Paradies von Helvetien, das beym ersten Anblick alle schwärmerischen Bilder der frühen Unschuldswelt wieder aufregt, entspricht nicht ganz diesen Begriffen. Alles athmet hier ländliche Freude und Unschuld, und unter dem süßen Gemische des Murmels vorüber-schleichender Bäche, des Blöckens der Heerde, der einfachen Töne des Kuhreihens, und des abendlichen Lätens der Glocken findet man sich wie in der Mitte alter Freunde seiner frohen Jugendzeit wieder. Die niedlichsten Hütten sind zwischen Büschen hingeworfen, hängen an einsamen, lachenden Höhen oder lehnen sich an waldreiche Hügel. Die Einwohner haben endlich eine Miene voll Fröhlichkeit, einen sauberen und reinlichen Anzug, und die heitere Zuversicht der Glückseligkeit. —

Aber

Aber diese schœnen Vorstellungen verlieren bey der Annæherung sehr von ihrer lieblichen Gluth. Das Aeufsere des Landes wird zuweilen durch unfruchtbare Steppen verwildert; die romantischen Hüttchen sind immer klein, und meistens bis zum Ekelhaften schmutzig (wovon nur die grœsseren Hæuser eine Ausnahme machen); die Menschenrace hat einzeln betrachtet, nicht das Auszeichnende, was man im Zusammenhange mit den übrigen Gegenständen zu erblicken glaubt, weder so grofs noch so stark, und das ganze Land liegt schon an den Ausschweifungen krank, welche Fabrikenwesen und vermehrter Luxus befœrdert. Neue Bedürfnisse haben sich angefunten, wie das Kaffeetrinken; die Reinheit der Sitten ist nicht mehr ganz da, und die Bauermædchen schminken und putzen sich schon.

Selbst im Inneren der Regierungsformen scheint, unabhængig von Luxus und dem vermehrten Umgange mit Fremden, eine Quelle der Sittenverderbnifs zu liegen. Appenzell Inner-Rhoden, das gar keine sonderliche Gemeinschaft mit seinen Nachbarn hat,

A 5

scheint

scheint lediglich durch die hochgetriebene Anarchie seiner Verfassung so tief in seinen Sitten gefallen zu seyn. Seine Einwohner sind als Spizbubenhehler bekannt, seine Mädchen sind von sehr gefälliger Tugend, und nirgends in der Schweiz soll die Lustseuche unter dem gemeinen Volke sich in einer so allgemeinen Verbreitung befinden.

Der Ton des gesellschaftlichen Lebens ist nun auch eben so mannichfaltig, als der Boden und die Art der Beherrschung.

In manchen Kantonen, wo die alte Schweizer-sitte sich etwas unter den Anstrengungen der Künste und Wissenschaften gebildet hat, ohne sich mit der neuesten Mode ganz vermischen zu können, wo noch die Republik und alte Gesetze die Spindel sind, um die alle Begriffe ewig kreisen und sich drehen, mißt noch eine verjährrte Förmlichkeit jede Bewegung ab, die sich nicht nur im häuslichen Leben immer erhält, sondern auch öffentlichen Gebräuchen weit strenger noch anhängt.

Diese Förmlichkeit herrscht noch mehr in den oberen Theilen der Schweiz, nach den Grenzen von Deutschland zu, als tiefer mit-
täglich herab. Eine gewisse ernsthafte Feyer-
lichkeit ist daselbst noch mit Dingen verbun-
den, welche in ihrer Natur gar nichts Ernst-
haftes besitzen, und der konventionelle Ton
ist noch in zu enge Schranken verschlossen,
um dem Leben alle Frohheit und Grazie ge-
ben zu können, deren es überhaupt fähig
seyn mag.

Bey mehreren Gelegenheiten kommen
dann jene seltsamen Zeremonien der Kantone
hervor. Eine von diesen ist die Tagsetzung,
bey welcher die Abgeordneten in ihrer gan-
zen Feyerlichkeit erscheinen. Ihre Bedienten
sind dann in die Farbe ihrer Kantone, geklei-
det, welche sich in einem seltsamen Abßich
unter einander mischen. So hat Bern auf der
rechten Seite roth, auf der linken schwarz,
Basel auf der einen weifs, auf der andern
schwarz, andere haben grün und blau, und
blau und schwarz; in die Länge herab, oder
in die Queere. Der Abgesandte jedes Kan-
tons kömmt endlich auf eine eigene Art zum
Ver-

Versammlungsorte, einige in Sänften von zweyen Pferden getragen, andere selbst zu Pferde. Die Soldaten ziehen mit ihren langen Musketen, Gabeln sie aufzulehnen, und Lunten auf, und sind halb schwarz, halb weiss gekleidet.

Manche Gegenden haben auch noch zur Feyer gewisser Theile in ihrer Geschichte auffallende Gebräuche erhalten, die alljährlich mit grossem Gepränge wieder zum Vorschein kommen, und von derselben Gattung sind, als dies Zeremoniell in ihren Staatsgeschäften.

In Basel setzt die seltsame Gewohnheit das Bannritts alljährlich eine Menge von Menschen in eine höchst lustige Bewegung. Eine grosse Anzahl von Leuten aus allerhand Ständen, (je mehr, desto mehr Ehre für den Anführer), versammelt sich bey dem Präsidenten der Grenzkommision, welcher sich Bannherr nennt, und folgt diesem in Prozession mit Musik und aufgeputzten Bäumen bis an den Bann (Grenzstein) gegen Frankreich, um zu sehen, ob alles in Richtigkeit sey. Wenn
hier

hier der Anführer eine Rede gehalten hat, geht er wieder zurück, wo sie dann auf einem öffentlichen Platze von den beyden Bürgermeistern und Oberzunftmeistern erwartet und empfangen werden. Das Ganze endigt sich dann gewöhnlich mit einem großen Schmause, an dem die sämtlichen Ritter in ihrer bunten Vermischung einen ganz gleichen Antheil nehmen.

Hingegen in den blühenderen Provinzen der Schweiz sieht man nichts mehr von der Schweizer Simplizität. Sie hat sich da nach ihrem Nachbar gerichtet und hängt nun vom Wechsel seiner Launen ab. Der Zufluss der Reisenden vermischt den Ton, schleift die Gemüther an einander ab, und giebt dem Umgange die feine Farbe der grossen Welt.

So ist noch der gesellschaftliche Ton in einigen entfernten Theilen, wie Solothurn sehr fein und gebildet, woran der beständige Aufenthalt des französischen Gefandten daselbst einen nicht kleinen Antheil haben mag, welches noch andere derselben Nation hinzieht.

Ueber-

Ueberhaupt kennt man in den meisten feineren Stædten der Schweiz schon alle die kleinen Mittel, dem geselligen Leben Schwung und Anmuth zu geben.

In Basel ist eine Art von Klubs entstanden, welche unter dem Namen des *Kammerli* aus mehreren Mannspersonen zusammengesetzt sind, die ein Zimmer miethen, und einem jeden Mitgliede zu jeder Tageszeit erœfnen. Hier spricht, spielt man und vergnügt sich.

Die Folgen aber dieser Klubs vorzüglich in Hinsicht auf die Absonderung beyder Geschlechter sind sehr betræchtlich. Der Ton mehrerer, besonders auf ihr Geschlecht beschränkter Mannspersonen bekommt eine Rauigkeit, welche lediglich durch weibliche Delikatesse gemildert wird. Sie selbst fühlen sich dann in weiblichen Gesellschaften plump und unbehaglich. Und die Frauenzimmer gewinnen in ihrer Absonderung von den Männern den Hang zu Kleinigkeiten, und werden in männlicher Gesellschaft verschlossen und steif.

Die Gesellschaften selbst sind mehrentheils nur Familiengesellschaften, und die Verbindungen durch Blutsbefreundung ist ihnen so angenehm, daß man gewöhnlich nichts als Anrede, wie Vetter und Base hört, und dies sich selbst bis auf bloße Wahrscheinlichkeiten der Anverwandtschaften ausdehnt.

Der gesellschaftliche Ton hat sich zwar in den meisten Hauptstädten der Kantone ausnehmend verfeinert; aber nur in sehr wenigen weiß man etwas von einer allgemeinen Vermischung. Die Familien, welche das politische Interesse zusammenhält, führt auch das Vergnügen wieder zu einander, und der Gang der Unterredung verlæßt daher selten einen beschränkten Kreis, weil man sich immer darin von dem Gewichte des Ansehens oder des Alters seiner Verwandten abhängig fühlt.

Dies ist selbst noch in Basel der Fall, wo doch der Ton sonst im Uebrigen eine ziemliche Freundlichkeit hat. Nur die Frauenzimmer sind, durch die Einschränkung auf gewohnte Familienzirkel, noch zu schüchtern und

und zurückhaltend geblieben, und haben nur selten den feinen Anstrich der grossen Welt; indess immer noch mehr als der männliche Theil der Gesellschaften. Die Weiber fangen auch an, eine von der ihrer Vorältern sehr verschiedene Erziehung zu erhalten, und werden mit allen Künsten und Bildungsmitteln des Auslandes zu ihrem Vortheile bekannt.

Nirgends ist der Ton aber höher als in Genf und Lausanne, wo er durch den Zufluss der Fremden, durch den ganzen Hang des Landes zu einem wirklichen Studium der Vortheile eines geselligen Lebens, sich die französische Frivolität grösstentheils zugeeignet hat. Hierzu kommt die Verfassung, welche in dem letzteren Lande den Bewohnern, bis auf wenige unbedeutende Stellen, alle politische Beschäftigung versagt, der Mangel an Gelegenheit, sich in wissenschaftliche Spekulationen einzulassen, und des Anlasses, sie nachher wieder zu zeigen, — welches alles den Ton der Gesellschaft zu einer Hauptbemühung aller Erziehung macht. Besonders die Frauenzimmer nehmen an dieser allgemeineren Geschmacksbildung einen auffallenden Antheil,

Antheil, und man findet hier an diesem Geschlechte alles Angenehme, was den Umgang mit ihm unterhaltend machen kann.

Es ist übrigens sehr natürlich, daß die zunehmende Bildung der Sitten mit dem wachsenden Wohlstande im Ganzen dem Luxus ein Feld eröffnet hat, in dem nun manche Familie verarmt, mancher Hausvater unglücklich wird, und manches Eheweib strauchelt; ein Luxus, den man daher seit langer Zeit schon durch Aufwandsgesetze, wiewol sehr fruchtlos, einzuschränken versucht hat.

In Basel giebt es eine Menge sogenannter Reformationsgesetze, welche die Ausschweifungen der Bürger in diesem Stücke beschränken. So wird kein Ball in irgend einem Privathause, außer ein einziger nach der Hochzeit, verstattet. Keine Kutsche darf nach zehn Uhr mehr auf der Strasse sich sehen lassen. Man erlaubt zwar Equipage zu halten, aber keinen Bedienten hinter der Kutsche (eine Unbequemlichkeit ohne Gleichen, da alle Häuser verschlossen sind). Niemand darf

mit vier Pferden fahren, wenn er nicht drey Stunden weit sich von der Stadt entfernen oder auſer Landes gehen will. Alle Male-
reyen an den Kutschen ſind ſtraffällig, dafür erſetzt man die Eleganz durch die Menge der Wägen.

Man ſinnt natürlich darauf dieſen Geſetzen, beſonders in Hinſicht der Kleidung auszuweichen, man trägt, ſtatt ſeidner Rœcke, Futter, Weſten und Beinkleider von Seide, und ſammtne Rœcke etc., welche ſich an Koſtbarkeit viel höher belaufen, als aller Flitterſtaat der Mode.

Selbſt manche Arten von Schnitten an den Kleidern ſind förmlich verboten, und das ſchöne Geſchlecht iſt in dieſer Hinſicht einer noch ſtrengeren und läſtigeren Aufficht unterworfen. In den Kirchen muß es vöellig ſchwarz erſcheinen; eine Verordnung, welcher in Zürich auch die Mannsperſonen unterworfen ſind.

Der Nutzen aller Geſetze iſt daher offenbar außerſt beſchränkt, weil eine Wohl

Wohlhabenheit immer nach einer anderen Seite in Luxus ausbricht, wenn sie auf der einen unübersteigliche Grenzen hat.

In mehreren anderen Stædten, z. B. in Schafhausen, sind zwar ebenfalls solche Gesetze; man nimmt es sich indess nicht sonderlich übel, zuweilen einmal sie etwas zu übertreten, die Kirche aber hat ein heiliges Recht. Nichts als schwarze Kleider sind darin schicklich. In Bern darf man kein Gold und Silber, keine Juwelen, gestickte Manchetten, Stoffe, keinen Sammet und Manchester tragen; niemand auf einen Ball, in die Kirche oder Komödie fahren; alle öffentlichen Gastmähler und Hazardspiele sind verboten, und niemand darf in den gewöhnlichen, gesellschaftlichen Spielen, mehr als 1 Rthlr. verlieren. Was dies dem Wohlstande der Familien aber wesentlich genutzt hat, begreift niemand; denn man spielt dagegen mit französischen Fonds.

Die eigentliche Kleidung, welche die Schweizer bezeichnet, ist nach Maaßgabe der

Kantone und ihrer herrschenden Lebensweise auch ungemein verschieden.

In Bern haben die Damen, ausser allen möglichen französichen Moden, noch die Nationaltracht des Schleyers. Dagegen setzen die Berner Bäuerinnen in die niedlichen Schweizerstrohhütchen einen solchen Werth, daß sie sie kaum zart genug bekommen können. Im Kanton Basel trägt man wenig Hauben, und meistens den bloßen Kopf mit geflochtenen langen Haarzöpfen. Dasselbe, ausser den Strohhüten, auch in Solothurn; in Baden sehr große und breite Hauben. Von Bern bis Thur sind die runden schwarzen Mannshüte gewöhnlich; von Roche bis Aigle große Strohhüte. Kleine niedliche Strohhüte in Solothurn. Im Waatlande ein aufgesetztes Stück Leinewand. In Wallis trägt man kleine Hauben, welche mit goldenen oder silbernen Nadeln festgestochen werden. Auch sind daselbst ebenfalls kleine, leichte, mit Band umwundene, Hüte gebräuchlich.

Uebrigens legen in allen grossen Stædten die meisten angesehenen Familien die Nationaltracht immer mehr ab. So wird in Basel, das sich seine Kleidung unter den verfeinerten Schweizerstædten noch am længsten erhalten hat, die alte abscheuliche, wenn es Patriotismus erlaubt, immer mehr gegen franzæsische Moden vertauscht. Sonst gingen alle, und selbst die schœnsten jungen Mädchen das Haar unter einen kleinen goldnen oder silbernen Priestermitze hingestreift.

Die Tracht vom Haslithale verstellt die Weiber ausnehmend. Sie tragen ihre Rœcke so hoch, dass sie dieselben dicht unter dem Busen befestigen, und so daher die ganze Taille verlohren gehet. Das Untertheil wird dadurch nicht allein ein unfœrmlicher Klumpen, sondern es hat auf den Busen auch selbst einen sehr nachtheiligen Einfluss, der dadurch heruntergezogen und ganz platt wird. Sehr hæsliche Kleidungen hat ebenfalls St. Gallen, und ein Theil des Thurgau. Man hat überhaupt schon œfters, die allgemeine Bemerkung gemacht, dass vom Haslithale bis an die zürcherische Grenze die Rœcke der

Weiber immer kürzer, dagegen die der Männer immer länger werden.

Etwas Auszeichnendes in der Tracht hat zuletzt noch Wallis, welches besonders in der eigenen Art der Brustlatze seiner Frauenzimmer bestehet. Diese haben die Gestalt eines offenen Fächers, sind von Pappe und mit einem Stücke Sammt überzogen. Hierüber wird ein Band von einer ganz abstechenden Farbe oder von Gold geschnürt.

Im Bernischen sind die Mieder fest an den Leib geschlossen. Die Hemdermel bloß und der Hals ist mit einem feinen Oberhemde bedeckt, das ein schwarzes Sammtband festhält. Die Röcke werden sehr hoch auf dem Lande aufgeschürzt, und lassen die Taille sehr kurz.

Die Trachten von Unterwalden haben weniger Eigenthümlichkeit als in Bern. Bloß die Lausare zeichnet die Weiber aus, indem sie an beyden Ohren wie ein paar Hörner hervorsteht, welche in Band oder Leder geflochten, mit einem weißen Tuche oder einem Hute bedeckt wird.

Nichts

Nichts charakterisirt den Republikaner und freyen Mann überhaupt mehr, als seine Uebungen, Spiele, Lustbarkeiten und Volksfeste. So kann man in der Mannichfaltigkeit derselben, welche in den verschiedenen Kantonen herrscht, mit leichter Mühe die Verschiedenheiten der Verfassung und des Charakters erkennen.

Das Bogenschiessen ist noch in manchen Theilen der Schweiz im Gebrauche, und schon die Knaben werden so frühe zu dieser Uebung angeführt, daß sie mit großer Fertigkeit schießen. Selbst in Basel übt man sich auf dem bey dem Zeughause gelegenen Schützenplatze mit Pfeil und Bogen.

Im Haslithale hat man noch eine besondere Art von einer athletischen Uebung, das Schwingen, welches sorgfältig beybehalten, und selbst von der Obrigkeit des Landchens unterstützt wird. Man zieht über die gewöhnlichen Beinkleider noch ein paar andere von einem sehr starken Zeuge, zweye treten dann einander gegenüber, ergreifen sich dabey, und ziehen sich so lange herum,

bis einer von ihnen den andern aufgehoben, und zu Boden geworfen hat. Doch gehöret es zur Vollkommenheit des Sieges, daß der Ueberwundene dabey auf den Rücken fällt. Wer zweymal dies gethan hat, ist Sieger, und dies Spiel wird mit einem solchen Enthusiasmus betrieben, daß den Montag nach Ostern mehrere Dörfer ihre Schwinger nach Bern schicken, wo sie auf den öffentlichen Plätzen kämpfen, und der letzte Sieger eine gewisse Belohnung erhält.

In den gebildeten Kantonen sind dagegen alle Lustbarkeiten der großen Welt üblich. In Basel ist der Tanz eine Hauptlustbarkeit des Winters. Eine geschlossene Gesellschaft vereinigt sich in dem Fall, sechs bis acht Bälle von vierzehn zu vierzehn Tagen zu halten. Die Einrichtung daher selbst ist sehr willkürlich, und hängt alljährlich von der Stimmung der ersten Mitglieder ab. Manche Jahre haben dann mehrere solche Parthien.

Man hält sie endlich in den Zunfthäusern, in denen dann der gewöhnlich daselbst wohnende Koch die Speisung der Gäste übernimmt.

nimmt. Bey den Tänzen selbst herrscht wenig Regelmässigkeit und Ordnung, vorzüglich liebt man die Kontretänze. Die den Ball schliessenden Mahlzeiten sind heiter, und oft selbst ausgelassen. Wenn man sich so oft sieht, und so genau kennt, als hier oftmals der Fall ist, so pflegt gewöhnlich ein Theil von der Delikatesse im Umgange zu verschwinden, die eigentlich den feineren und angenehmeren desselben ausmacht.

Das Schlittenfahren ist in den meisten Kantonen eine sehr häufige Lustbarkeit; nur fährt man nicht sowol in der Stadt herum, als dass man Parthien auf die nahe liegenden Dörfer anstellt, um hier Erfrischungen zu nehmen, und auch wol unterweilen zu tanzen. Gewöhnlich werden mit diesen ländlichen Schlittenfahrten Bälle an den Oertern, die man besucht, oder auf den Zunfthäusern, die man verlassen hat, verknüpft, welche weniger förmlich und darum angenehmer sind.

Es scheint seltsam, dass man in einem so schönen Lande, als die Schweiz ist, so wenig spazieren gehet. Aber eben der Reiz

des Landlebens vereinzelt die Städter weniger, sondern bringt sie in verschiedenen Parthien zusammen. Man findet daher nirgends eine so auffallende Menge von Landhäusern an den Städten beysammen, als hier, und besonders im Waatlande, wo sie einen Theil des Luxus ausmachen, auf das geschmackvollste gebauet und eingerichtet werden, und wo man gewöhnlich mit allem städtischen Prunke lebt, Gesellschaften und Bälle giebt, spielt und sich schminkt.

Eine Hauptvergnügungsart der Schweiz ist das Besuchen der Gefundsbrunnen und Bäder; und fast jede wohlhabende Familie wendet einige Wochen im Sommer zu einer solchen Lustbarkeit an, und mancher Handwerker, im oberen Theile der Schweiz würde seinen Sommer sehr übel angewandt zu haben glauben, wenn er nicht einige Zeit mit Badelustbarkeiten zugebracht hätte. Die Menge, und folglich Nähe der Bäder an ihrem Wohnorte, erleichtert diese Art sich zu vergnügen beträchtlich. Manche gehen des Sonnabends hinaus, und des Montags wieder in die Stadt zurück. Andere laufen aus einem
nem

nem ins andere, und bleiben, nachdem ihnen die darin befindliche Unterhaltung behagt. Wenn man aber die wirklich oft vortreffliche Gesellschaft, und den Reiz der natürlichen Gegenstände umher abrechnet, so ist in keinem einzigen schweizerischen Kurorte, nur halb so gut als in den deutschen für das Vergnügen und die Bequemlichkeit der Gäste gesorgt. Die Gebäude sind schlecht, das Ameublement häßlich, und die Tafel nicht sonderlich besetzt aber theuer.

Das Pfeffersbad ist einer der berühmtesten Kurörter, aber durch seine schauderhafte Lage schon natürlich von allen Bequemlichkeiten abgeschnitten, welche Brunnengäste zu verlangen berechtigt sind. Spaziergänge sind unmöglich, und die Aussicht ist durch seine Lage in einem Abgrunde nothwendig beschränkt. Weder Reinlichkeit und Nettigkeit in den Häusern und im Hausgeräthe, noch die Vortreflichkeit der Lebensmittel ersetzen dies. An die eigentlichen Badelustbarkeiten ist vollends hier nun gar nicht zu denken.

Auch

Auch Gais in Appenzell ist besonders seiner reinen Luft wegen berühmt, weswegen sich daselbst immer Kranke befinden, um die Molken zu trinken, welche aus der Milch von Ziegen gemacht werden, die an dem mit den kraftvollsten Kräutern in ganz Appenzell versehenen Mesmer weiden. Man trinkt gewöhnlich davon zehn und mehrere Gläser, und sie sollen Verstopfungen lösen, das Blut verfließen, die Eingeweide stärken und den Appetit vermehren.

Unter die in der Schweiz gewöhnlichen Volksfeste haben in Basel die Mütter noch eins, das sich durch seltsame Umstände auszeichnet, und eben so merkwürdig durch den Zusammenfluß des Volkes dabey wird, als durch die Natur der Zeremonien selbst. Auf einem grossen Platze vor der Hauptkirche werden an einem jeden Ostermontage in einer gewissen Entfernung von einander Eyer gelegt, welche eine Parthey der Versammlung mit möglichster Geschwindigkeit aufzulesen sucht, indess die andere auf eine gewisse Entfernung von der Stadt läuft und wieder zurückkommt; wer von beyden seine Arbeit

am

am ersten geendigt hat, wird zum Sieger erklärt. Alle zusammen sind dabey sehr nett und artig gekleidet, weiß mit blaßrothen Bändern.

Zweytes Kapitel.

Regierungsform und Staatsverfassung der Helvetier.

Das Ganze der Schweiz scheint durch den großen Bund und durch ein gemeinschaftliches, daraus entspringendes Interesse zu einer ziemlich vollkommenen Einheit gebracht. Aber jeder kleine Erdstrich wird eben durch den vereinzelt Vortheil durch die Forderungen des Bodens, durch die Lage des Landes, seine allmähliche Trennung von seinen Nachbarn und Selbstbildung, sein Verhältniß zum Ganzen genau abgesondert und unterscheidend bezeichnet. Die ganze Geschichte eines Staates bestehet lediglich darin, daß sich die verschiedenen Theile desselben gleich-

gleichsam allgemach an einander abrunden, in einander vollkommen entfalten, und zu einer gleichen Eintracht zusammenthun.

Ich glaube meinen Zweck, darzustellen, *was* die Staatsverfassung der Schweiz *sey*, nicht besser als durch die Entwicklung ihrer Geschichte, und *wie* sie es *wurde*, zu erreichen. Mit den Eigenheiten des Bodens verbunden, wird sie zugleich uns über die Schattirungen des schweizerischen Karakters die vollkommensten Aufschlüsse geben. Für diesen ist die Geschichte des Landes nur immer in so fern von Wichtigkeit, als sie den Staaten eine andere Gestalt, und zum Nachbar neue Verhältnisse giebt.

Der Entschluß der Helvetier, unter dem Orgetorix ihre vaterländischen Hütten zu verlassen, um in Gallien sich eine neue Heimath zu suchen, veranlaßt die erste Begebenheit in der Geschichte dieses Volks, die es zu Leibeigenen der Römer macht. Aber die Politik der Römer macht sie bald aus Sklaven zu Bundsgenossen, und sie erhalten ihre eigenen Gesetze wieder zurück.

Diese

Diese aber veränderten nur die Gestalt mehr oder weniger, welche eine jegliche Municipalstadt der Römer nothwendig annehmen mußte. Jeder Ort stand unter dem Oberbefehle eines besonderen Rathes, dessen Mitglieder sich zwischen zweyen und elfen erhielten, aus den Eingeborenen genommen wurden und ihr Oberhaupt selbst wieder aus ihrer Mitte wählten. Jährlich ward diese Besetzung erneuert. Der herrschende Präfektus einer Provinz hatte sein Gericht nur innerhalb seines Gerichtskreises, ohne in die Angelegenheiten der Ortschaften sich mischen zu dürfen.

Ueberdem genossen alle Oerter des Rechtes, Landtage zu halten; die ganze Gemeinde zusammen zu rufen. Die kleineren trafen in den größeren zusammen, und in der Versammlung der Provinz fassen Ausgewählte der Stadtræthe. Aber sie wurden allgemach durch die eingeschobenen Römer unreinigt, und bald befand sich vermittelt der letztern die ganze Versammlung nebst allen von ihm zu verhandelnden Geschäften für das Allgemeine der Provinz in den Händen des Prætors.

Bald

Bald aber veränderten die Alemannen mit der Verdrängung der Römer, auch die von ihnen geordnete Verfassung. Sie brachten die erste Idee einer Lehnvertheilung mit sich. Sie eroberten das nordöstliche Helvetien. Auf der anderen Seite machten sich die Burgunder zum Herrn über das südwestliche.

Die Allemannen nahmen indess unvermerkt einige Züge des römischen Geistes in ihre Einrichtungen auf. Die Herren ließen ihre Meyerhöfe von Leibeigenen besorgen, denen man zuweilen ein eigenes Feldstück gegen einige Abgaben zum Gebrauch überließ. Mehrere solcher Höfe bildeten eine Cent, die unter einem Centrichter stand; dieser hielt gewöhnlich alle 14 Tage Gericht, auf dem, den allemannischen Gesetzen gemäß, Civillsachen entschieden wurden. Mehrere Cente machten einen Gau aus, welcher sich unter dem Oberbefehl eines Grafen befand, an den man aus dem Cent appellirte, und der sie im Kriege anführte. Ueber den Grafen waren die Herzöge, deren Würde aber, wie bey jenen, nicht erblich war.

Endlich

Endlich verschlangen die Franken unter Chlodwig die Allemannen. Aber Helvetien blieb auch unter ihnen in einem ähnlichen Zustande, das Gesetzbuch ihrer Ahnen unverändert; jede Funktion wurde wieder besetzt, und kein Einwohner von ihr ausgeschlossen. Nur unter den Karlowingern ward die herzogliche Würde, als dem kœniglichen Ansehen gefährlich, wieder abgeschafft, und kam erst zu Salamos in St. Gallen Zeiten wieder zum Vorschein. An ihre Stelle kamen kœnigliche Kammerboten. Zürich, Uri, Schwyz und Unterwalden erhielten vorzügliche Freyheiten. Sonst waren die Helvetier den Franken zu einem kriegerischen Zuzug verpflichtet; alles geschah noch in persœnlichen Dienstleistungen. Die Grafen und Vægte besorgten die Ausübung der Gerechtigkeit. Die Beweise geschahen durch Eyde und Zeugen von einem gleichen Stande; die Reichsdienstmänner ausgenommen, welche auch gegen Hœhere zeugen durften.

Im I. 887 bemächtigt sich Arnulph des nœrdlichen Helvetiens, das südwestliche fiel an das burgundische Reich. Nur erst unter Kon-

rad II. kamen beyde Theile wieder an Deutschland. Aber die Verfassung änderte sich, selbst unter der nachfolgenden Herrschaft der Herzöge von Zähringen wenig, und nur die Kriege erst zwischen den Päpsten und Kaisern gaben den Städten und Dörfern manche neue Gerechtsame; sie erhielten Polizeyordnungen, und aus ihrer eignen Bürgerschaft Richter und Rath; die Bürger das Recht der Lehnfähigkeit, und die verschiedenen Theile der Schweiz überhaupt grofse und viele Freyheiten.

Während des Zwischenreichs von 1250 - 1273 wechselte das Schicksal der Reichsstädte und Reichsländer; bald vermehrten bald verminderten sich ihre Freyheiten. Der Adel machte Anstalt sie allmählig zu unterjochen; hiergegen vereinigten sie sich. Als Albrecht von Oestreich den drey Waldstädten, Uri, Schwyz und Unterwalden seine unmittelbare Regierung aufdringen wollte, und seine Vögte sie drückten, entstand jener grofse Bund im J. 1308., welcher der öestreichischen Herrschaft auf einmal ein Ende machte. Albrechts Nachfolger, Heinrich von Luxemburg, bestätigte nachmals den Bund

Bund, und nahm sie in den Schutz des deutschen Reiches. Auch Ludwig V.

In den Jahren v. 1315 - 1353 wuchs die Anzahl der verbundenen Kantone bis auf acht, und blieb 130 Jahre lang. Noch jetzt unterscheiden sich diese alten Eidgenossen von den neueren durch Rang und Vortheile.

Der erste Bund zwischen Uri, Schweiz und Unterwalden war nur auf zehn Jahre geschlossen, und erhielt erst durch den Sieg bey Morgarten (im J. 1315) auf ewig seine Sanktion. Ohne dem Kaiser ihren Gehorsam versagen, oder den Rechten der einzelnen Edelleute zu nahe treten zu wollen, verstanden sie sich dahin: ohne die Einwilligung der anderen Theile niemals mit einem andern Verträge zu schliessen, unterwarfen sich einem eigenen Schiedsrichteramt, und verbanden sich, dies mit gewaffneter Hand zu beschützen. Die Mehrheit der Stimmen setzte den Entschluß fest.

Im J. 1332 trat auch Luzern zu ihnen. Zürich im J. 1351. Aber dies behielt sich

schon eigene Rechte und Verbindungen vor, und die Gewalt zu neuen, dem eidgenössischen nicht entgegenlaufenden Bündnissen. Man setzte fest auf eigene Unkosten, und bey einem Ueberfall ohne vorhergegangene Auffoderung einander beyzustehen, die Civilprozesse niemals in geistliche Hände kommen zu lassen, und einen Feind der Bundsgenossen allenthalben zu greifen. Der Abt zum Einsiedlen sollte die etwa entstehenden Streitigkeiten zwischen dem alten Bunde und Zürich entscheiden. Der Bund soll alle zehn Jahre von neuem beschworen werden, indess, im Fall der Unterlassung von diesem, doch nicht aufgelöst seyn. Zürich erhielt übrigens noch den Vorrang und die Kanzley der gemeinschaftlichen Geschäfte.

Im Kriege mit Oestreich 1352 ward Glarus von den Verbündeten erobert, in seiner ehemaligen Verfassung wieder hergestellt, und in den Bund aufgenommen. Zug erhielt in demselben Jahre ebenfalls den Eintritt; man verbot aber diesen neuen Kantons jede andere Verbindung, und nur die Alten behiel-

behielten sich das Recht vor, an den Bundesartikeln zu ändern.

Bern hatte schon 1323 mit den drey Waldstätten zu einem wechselseitigen Schutz sich verbunden. 1353 verband es sich endlich mit ihnen auf ewig. Man bestimmte ein Dorf an der Grenze von Unterwalden zum gemeinschaftlichen Berathschlagungsorte. Die Parthey, welche Hülfsvölker verlangt, besoldet sie nach ihrer Ankunft zu Unterseen. Im Fall einer Belagerung trägt der eingeschlossene Kanton die Kosten allein; jeder Bundsgenosse bewafnet sich aber bey einem Angriff des feindlichen Landes auf eigene Kosten. Vorhergegangene Privilegien und Verbindungen werden ausbedungen. Zürich und Luzern versprechen ihren Beystand nach vorhergegangener Auffoderung durch die Waldstädte.

Im Jahr 1370 beschränkt der von den VI Kantonen angeordnete Pfaffenbrief die Kirchenfreyheit, verbietet Ausprüche geistlicher Tribunale über weltliche Personen und Güter, und unterwirft auch jeden Schuldigen

seinen Richter, verlagte dem flüchtigen Verbrecher die Aufnahme in jedem Kantone. Auch setzt man zur Handels- und Strassen-sicherheit eine Gewährleistung fest.

Im Jahr 1385 tritt die Eidgenossenschaft der Verbindung der Stædte im Elsass, Schwaben und der Pfalz bey. Sie errichtet endlich, durch den von Luzern mit Oestreich angeregten Krieg aufmerksam gemacht, den *Sempachervertrag*, worin man festsetzt, dass kein Theil ohne die Einwilligung der andern in Thätlichkeiten ausbrechen darf, und eine gehærige Subordination unter den Kriegsvælkern anordnet.

Das Jahr 1442 ist mit dem ersten ernsthaften Zwiste unter den Eidgenossen bezeichnet. Friedrich, der letzte Graf von Toggenburg, hatte seinen Unterthanen mit Schweiz ein Burgrecht erlaubt; er selbst stand aber in einem mit Zürich, dem er nach seinem Tode einen Theil seiner Lænder und Lehen von Oestreich, Windegg, Uznach, Gaster und Sargans hinterlassen wollte, und welches sich darauf nach seinem Tode schon ein Recht vom Kai-

Kaiser Sigmund erkauft hatte. Schweiz aber gab vor, der Graf habe nach seinem Tode den Toggenburgern mit ihm ein Landrecht erlaubt, vermogte die anderen Verwandten des Grafen, der Witwe die Nutznießung zu verwehren, Oestreich, dafs es Gaster und den Grafen von Werdenberg, dafs er Sargans zurückfodere; endlich die Toggenburger, der Herrschaft der Gräfin sich zu entziehen, und hinderte Zürich an der Ausübung des erkauften Löfungsrechtes. Es bot überdem den anderen Kantonen, sie sich günstig zu machen, das Landrecht mit Toggenburg an; aber nur Glarus verstand sich zur Annahme desselben. Die Gräfin erkannte endlich den Landammann von Schweiz, Reding, zum Schiedsrichter zwischen ihr und den anderen vorgeblichen Erben an, und er schlug die Güter den entfernteren Anverwandten des Grafen zu. Man schlug hierauf dem erbitterten Zürich in dieser Sache einen eydgenössischen Ausspruch vor, den es aber, als partheyisch, ausschlug und wodurch es auch die übrigen Kantone aufbrachte. Zürich schlug ebenfalls hierauf den Verbündeten von Uznach und Gaster den freyen Getraideeinkauf

ab. Man besetzte hierauf die Grenzen; aber die Züricher wurden von den Truppen der anderen mit Schweiz verbundenen Kantone am Ezel zurückgetrieben, ganz Zürich erobert, und zum Frieden im Jahr 1442 genöthigt. Es mußte das Bündniß mit Sargans, und alle Ansprüche auf Toggenburg aufgeben, mehrere Güter am oberen Theile des Sees an Schweiz abtreten, und erhielt dafür Grüningen zurück.

In demselben Jahre schloß Zürich mit Kayser Friedrich III. ein gegenseitiges Schutzbündniß. Schweiz erklärte dies aufs neue als einen Eingriff in den alten Bund; alle anderen Kantone traten wieder auf die Seite der Schweizer; Zürich ward zehn Wochen belagert. Indess rückte der nachmalige König von Frankreich, Ludwig XI. an die Grenzen der Eidgenossen; wahrscheinlich vom Kayser herbeygezogen. Ein Theil der Eidgenossen zogen auf diese Nachricht nach Basel, wo sie vom Dauphin bey St. Jakob gänzlich geschlagen wurden.

Dies verbesserte das Glück der Zürcher um etwas, und ihre Feinde wurden zum Frieden geneigt. Schiedsrichter wurden endlich bestellt, die das Zürcher Bündniss als ungültig erklärten. Hierin ward zugleich festgesetzt, dass die Streitigkeiten in ihrer Entscheidung von unpartheyischen Kantons abhängen sollen, und ungeachtet der Freiheit, neue Bündnisse zu schliessen, ihre Rechtmässigkeit von ihrer Nützlichkeit für das Wohl der Kantone abhängig sey.

Nach der Eroberung des Thurgau trat die Eidgenossenschaft im Jahr 1460 zum Verderben des burgundischen Reiches in ein Bündniss mit Oestereich. Im Jahr 1471 entstand zwischen ihr und Siegmund von Oestereich endlich ein Erbverein, in dem dieser die von jenem eroberten oestereichischen Länder förmlich abtrat, beyde einander ihre Besitzungen garantirten, und der Bischof oder die Stadt von Basel zum Schiedsrichter erklärt ward.

Im Jahr 1480 kam ihr erstes Bündniss mit Frankreich zu Stande, worin sie dem Koe-

nig Ludwig XI. die Franche-Comté übergeben und ihm ihre Dienste versprechen.

Auf der Versammlung zu Stanz im Jahr 1481 geloben die Eidgenossen endlich sich einen gegenseitigen Schutz gegen auswärtige und innere Anfälle, kommen zu einer Beschwörung ihrer alten Verträge alle fünf Jahre, überein, und machen noch mehrere Einrichtungen in Hinsicht auf die Polizey künftiger Kriege. Hier nimmt man auch Freyburg und Solothurn in den Bund; doch müssen sie versprechen, ohne die Einwilligung der ältern weder ein Bündniß noch einen Krieg zu beschliessen, bey den Zwisten dieler Neutral sich zu halten und ihrem Ausspruch sich zu unterwerfen.

Der Krieg zwischen den schwäbischen Rittern von St. Georg und den X. Eidgenossen, im Jahr 1499, bringt den letzteren keine weiteren Vortheile ein, als das Kriminalrecht im Thurgau. Sieben der alten Kantone hatten schon 1460 darin die Territorial- und Civilrechte beessen; und es waren daher bald besondere Einrichtungen nöthig, um den Ver-
irrun-

irrungen vorzubeugen, da die VIII alten Kantone (worunter auch Bern seit 1712 gehört) X von den Kapitalverbrechen Rechenschaft ablegen müssen.

Basel und Schaffhausen erhielten endlich im Jahr 1501 und Appenzell 1513 den Eintritt in den Bund unter denselben Bedingungen, als die beyden nächst aufgenommenen Kantons. Diese zusammen machen nun den itzt bestehenden Bund.

Schon im Jahr 1500 waren die italienischen Thäler: Pallenza, Riviera und Bellinzona von Uri, Schweiz und Unterwalden erobert; 1512 die Schweizer Lugano, Lukarno, Mendeis und Meinthal. Nach der Vereinigung aller Kantons bemächtigt sich Bern im Jahr 1536 endlich eines grossen Theiles vom Waatlande, und der Herzog von Savoyen muß dieser Stadt 1564, außer Gex, Chablais und der Gegend um Genf, alle Eroberungen überlassen.

Die Quelle der nächsten Uneinigkeit zwischen den Kantonen selbst war die Religion.

gion. Die katholischen, welche im Anfange der Reformation dieser neuen Lehre den Eingang unter ihren Bürgern nicht versagt hatten, wurden durch ihre Fortschritte in den Gemeinherrschaften eifersüchtig gemacht. Man griff zu den Waffen, und die sieben protestantischen Stände, durch innere Zwiste zerrüttet, mußten den fünf katholischen, innig zusammenhaltenden, soviel nachgeben, daß die Ausübung des katholischen Gottesdienstes in verschiedenen Gemeinœrtern wieder eingeführt wurde.

Damit werden die Religionszwiste aber noch nicht beendet. Im Jahr 1630 beklagte sich Zürich über den Druck der evangelischen Unterthanen in den Gemeinherrschaften, und 1655 flüchteten sich des Religionszwanges wegen selbst einige Familien aus Schweiz nach Zürich; und Schweiz behielt nicht nur ihr Vermögen zurück, sondern bestand auch auf ihrer Auslieferung. Die Feindseligkeiten nahmen nun ihren Anfang und nur mit Mühe kam 1656 der Friede zu Stande. Aber der Streit zwischen dem Abt von St. Gallen und den Toggenburgern erregt 1712 einen neuen

neuen Religionskrieg. Die Berner behalten über die Truppen der katholischen Kantone zweymal den Sieg; und Zürich und Bern bedingen sich im Frieden nicht allein die vollen Rechte auf Baden sondern auch einen Antheil an der Regierung des Thurgaus, des Rheinthals und Sargans aus. 1759 kommt endlich eine genauere Bestimmung der Verhältnisse des Abts zu den Toggenburgern zu Stande.

In Rücksicht der äusseren Verbindung ward die Eidgenossenschaft durch den im Jahr 1414 geschlossenen funfzigjährigen Frieden sehr unsicher gegen Oestereich gedeckt. Neue Zwiste wechselten mit neuen Verträgen. Beyde vereinigten sich nun nachher aus Haß gegen Burgund. 1477 ward der erste Erbverein in Rücksicht der schweizerischen Grenzen mit den VIII. Kantonen geschlossen. Im Jahr 1571 ward er vom Kayser Maximilian mit den XII. der Stadt Gallen, und mit Appenzell von neuem bestätigt; aber veranlafste, da die Kantone ihn nur auf plötzliche Ueberfälle und Aufruhre einschränken wollten, Zwistigkeiten und Vorwürfe.

Galnaz Sforza legte schon im Jahr 1467 den ersten Grund zu dem Handels- und Zollvertrag zwischen der Eidgenossenschaft und Mayland, welches, seitdem dies letztere an Oestreich gekommen ist, dies mit dem Intresse der Schweiz noch enger verknüpft hat. Ludwig XII, Koenig von Frankreich, erneuerte und bestätigte diese Uebereinkunft, nachher im Jahr 1516 auch Franz I. und 1552 Kayser Karl V. Man nahm auf sie nachmals 1634 bey der Verbindung der katholischen Kantone mit Spanien Rücksicht, und während dem spanischen Erbfolgekriege ward er 1702, ungeachtet Oestreichs Vorstellung, erneuert, aber einige Jahre nachher traten wieder einige Kantone zurück, so dass nur IV übrig blieben.

Im Jahr 1560 hatten sich sechs Kantone mit dem Herzog von Savoyen vereinigt. Aber Savoyen musste, um sich des Bündnisses von Freyburg und Bern zu versichern, auf einen Theil des Waatlandes Verzicht leisten. Hierauf trat Bern 1617 mit dem Herzog Emanuel Karl in einen Bund. 1651 schlossen die katholischen Kantons hingegen mit Savoyen eine

eine Verbindung, welche 1638 von Viktor Amadeus II. bestätigt wurde, unter dem Versprechen, Vermittler der Kantone, und dies selbst bewafnet zu seyn, wogegen die Kantone Genfs sich nicht anzunehmen versprachen.

Mit Frankreich unter Karl VII. entsteht der erste Vertrag 1453, den Ludwig XI. 1463 bestätigt. Unter Franz I. wird hierauf 1516 der ewige eydgencässliche Friede geschlossen, der 1521 zu einem noch engeren Bündnisse wird. Karl IX. erneuert ihn 1564; Heinrich III. 1562; Heinrich IV. 1602 und 1613; und Ludwig schließt endlich 1663 mit der ganzen Eidgenossenschaft ein neues Bündnis. Nachher wurde das Innere der letzteren zerrüttet, und als daher Frankreich 1715 eine Erneuerung desselben vorschlug, so schlossen die reformirten Kantone sich davon aus: und da es den katholischen in geheimen Artikeln die Wiederverschaffung der verlohrnen Vogteyen versprochen hatte, und dies bekannt wurde, so entstand unter den Kantonen selbst eine so große Zerrüttung, daß es einer geraumen Zeit bedurfte, ihnen einen allgemeinen Zusammenhang wieder zu geben.

1777 kam endlich das groſſe Bündniß aller eidgenöſſiſchen und zugewandten Oerter mit Ludwig XVI. zu Stande. Seit Karl VIII. Regierung befinden ſich nun immer ſchweizeriſche Truppen in franzoëſiſchem Solde.

Der Friedensſchluß zwischen Kromwell und den vereinigten Niederlanden 1654 ſchließt die Schweizer mit ein, und bringt ſie daher mit beyden in das erſte politiſche Verhältniß. 1690 ſchließt Wilhelm von Oranien mit ihnen einen Subſidentraktat. 1712 Bern ein beſondres Schutzbündniß mit den Niederlanden. Ein Jahr nachher auch die Graubündter.

Die Päpſte Julius II., und Leo X. verbinden ſich zuerſt 1510 und 1515 in den mayländiſchen Kriegen mit den Kantons. 1565 Pius IV. von neuem mit den V katholiſchen. 1615 ſchloß Venedig mit Zürich und Bern einen Subſidentraktat, jenes giebt Geld, dieſe geben Truppen, aber nur zum Schutze des feſten Landes. Man erneuerte ihn 1648 und 1658 und veränderte den beſtimmten Truppenſold.

Was die zugewandten Oerter betrifft, so war der erste Verlust, den er an seinem ansehnlichen Gebiete erlitt, die Stadt St. Gallen und Appenzell, die sich seiner Herrschaft entzogen, um sich zu eignen Staaten zu bilden. Das Glück schien ihm diesen Verlust 1468 durch Toggenburg zwar wieder ersetzen zu wollen, er hatte aber die Unbeschränktheit darüber verlohren, als er sich unter den Schirm von Zürich, Luzern, Schweiz und Glarus begeben, sie für die einzigen Schiedsrichter zwischen ihm und seinem Volke erklärt hatte, und nun abwechselnd von diesen Kantonen nach Wyl ein Landeshauptmann gesetzt wurde. Schweiz und Glarus hatten schon 1436 ein besonderes Bündniß mit Toggenburg geschlossen, und Abt Ulrich setzte zum Gegengewicht derselben auch mit diesen beyden Kantonen ein besonderes Burgrecht fest. Ohne dafs die Abtey mit den anderen Kantonen in einer Verbindung sich befand, so hat sie doch die Erlaubniß des Zutritts zu den eidgenössischen Tagfatzungen erhalten, und wird deshalb für einen zugewannten Ort angesehen.

Die Stadt St. Gallen suchte sich zu gleicher Zeit die Vortheile eines Bündnisses mit den Kantons zu verschaffen. 1453 kam eine Verbindung mit Zürich, Bern, Luzern, Schweiz, Zug und Glarus zu Stande, wo sie auf alle andere Bündnisse ohne Einwilligung dieser Kantone Verzicht that, und sie zum Schiedsrichter in ihren Zwisten annahm. 1489 ward sie zur Haltung dieses Vertrages, bey einem Streite mit dem Abte, gewafnet gezwungen; die Stadt verstärkte nachher immer die anderen Truppen der Kantone, kam dadurch mit anderen auswärtigen Stædten in Bündniss, und erhielt endlich im Jahr 1666 das Recht, auf die schweizerischen Tagsatzungen Deputirte zu schicken.

Das nemliche Recht erhielt auch Mühlhausen im oberen Elfs, nachdem sie schon 1466 mit Bern, Freyburg und Solothurn sich verbunden, und lange vorher schon mit Basel in einem engen Zusammenhange gestanden hatte. Doch traten 1587 die katholischen Kantone, durch Mühlhausen beleidigt, von diesem allgemeinen Bündniss wieder zurück.

Biel huldigt dem Bischof von Basel, in-
 defs hat es sich doch einige Rechte erhalten,
 nahm an den bernischen Kriegen mit Oester-
 reich Theil, schloß ein Burgrecht mit diesem
 Kanton 1278, 1306, und 1353; mit Solo-
 thurn 1382, mit Freyburg 1496, ward da-
 durch mit in das französische Bündniß ver-
 webt, und erhielt den Zutritt zu den Tag-
 satzungen.

Nachdem sich die drey ursprünglich
 ganz abgesonderten Theile von Bündten 1471
 enger vereinigt hatten, schlossen die Graubündter 1797 mit den VII alten Kantons
 (zu denen Bern noch nicht gehöerte) ein
 Schutzbündniß; der *Gotteshausbund* erhielt
 nach einem Jahre das nemliche Recht, und
 1567 der Zehngerichtenbund die Versiche-
 rung freund- und nachbarschaftlicher Theil-
 nahme. Man versagte den III. Bündten aber
 1701 den Zutritt zur eidgenössischen Ver-
 bindung.

Sonst hatten die Graubündter in der
 Lombardey ansehnliche Besitzungen erwor-
 ben; zuerst durch einen Frieden mit Franz I.,

Veltlin, Chiarennä und Worms. Sie haben auch besondere Bündnisse und Verträge mit Oestereich, dem Herzogthum Mayland, Frankreich, den Päpsten, Venedig, seit 1600 endlich mit Wallis, seit 1607 mit Zürich und 1608 mit Bern.

In demselben Verhältnisse steht beynahe auch das aus mehreren kleinen demokratischen Zehnten bestehende Wallis. 1416 und 1417 machten drey Zehnten desselben mit Luzern, Uri und Unterwalden einen Burgvertrag, der 1473 in einen ewigen Bund des ganzen Landes mit jenen Kantonen und Schweiz ausgedehnt wurde. Wallis nahm nachher sowohl am schwäbischen als am lombardischen Kriege einigen Antheil. 1528 trat es mit allen katholischen Kantonen in einen Bund zur Beschützung des Glaubens, welcher sie zugleich in mehrere auswärtige verwickelte. Besondere Verträge finden statt mit Savoyen und Frankreich seit 1500, mit Graubündten seit 1600. Doch haben sie an den Tagfatzungen nur Antheil in besondern, sie mit angehenden Fällen.

Mit Genf traten zuerst nach Karls von Ungarn Niederlage Freyburg und Bern in einen Bund, wozu sich auch 1478 der Bischof von Genf verstand, 1519 kam zwar ein besonderes Burgrecht mit Freyburg zu stande, das aber bald darauf, so wie auch aus dem nachher im Jahr 1526 mit ihm und Bern erneuert geschlossenen, 1533 wieder heraustrat. Das Bündniss mit Bern ward aber 1558 auf ewig gemacht, und Zürich nahm hieran 1584 Antheil. 1579 war Genf schon in einem besonderen Vertrag von Bern und Solothurn mit Frankreich eingeschlossen gewesen; Zürich bekräftigte dies 1601 nachmals durch seinen Hinzutritt. Dies sind die Bande des Zusammenhanges zwischen Genf und dem Körper der Eidgenossenschaft.

Noch findet sich in der Eidgenossenschaft ein unabhängiges Fürstenthum: Neuburg und Valendis. 1512 hatten die Kantone es bey dem franzœsischen Kriege weggenommen, gaben es aber in demselben Jahre der Besitzerin Iohanna von Hochberg zurück. Neuburg schloß 1406 ein Burgrecht mit Bern, und unterwarf sich seinem gewafneten

Schiedsrichteramt. Schon 1399 hatte Valendis mit ihm ein ähnliches gemacht. Man erneuerte diese Verträge nachher mehrmals und richtete neue mit Luzern, Freyburg und Solothurn ein, worin zugleich die Unabhängigkeit des Fürstenthums vom deutschen Reiche bestätigt wird.

Durch das von den katholischen Kantonen und dem Bischof von Basel der Religion wegen errichtete Bündniß, ward der Bischof unter die Herren der zugewandten Oerter gerechnet; doch nur in Rücksicht seiner schweizerischen Länder. Hierin versprechen die 8 Kantone, seine Unterthanen mit bewaffneter Hand der katholischen Kirche treu zu erhalten. Aber dies hatte nicht die mindeste Wirkung. Denn seine Gemeinden im Münsterthale stehen unter dem besonderen Schutze von Bern seit 1486, und die protestantischen Kantone beschützen die freye Religionsübung in der umliegenden Gegend. Sonst steht der Bischof mit Frankreich noch durch besondere Verträge in Verbindung.

Dieses Schutzbündniss zwischen XIII. kleinen Freystaaten, welches ursprünglich nur davon ausgieng, persöenliche Freyheit sich zu bewahren, und nachher zur wechselseitigen Gewährleistung aller hinzugekommenen Rechte ausgedehnt wurde, versichert einen jeden Theil des Beystandes der anderen zu seiner Sicherheit. Nur ist dies bey den VIII. alten Kantonen von einem gröeßeren Umfange, da es hier nur einer bloßen Auffoderung bedarf; und die anderen daran nur als Hülfsvöelker und Mittelspersonen Theil nehmen, und sich mit keinem Streite ohne Gutachten der anderen befassen dürfen. Alle Länder werden von allen Kantonen garantirt; nur das bernische Waatland allein von den reformirten und unter der katholischen, nur von Luzern, Freyburg und Solothurn; das freyburgische Waatland hingegen von allen Kantonen.

Zugleich wird durch das Bündniss die innere Ruhe der Kantone gesichert, indem sie zur Erhaltung einer jeden einzelnen Staatsverfassung verpflichtet sind. So stellte man in Glarus, nach seiner Befreyung von der öesterreichischen Herrschaft, und in Zug 1404

die alte Regierungsform wieder her. Der Stangervertrag unterstützte endlich 1481 diese Garantie der Verfassungen.

Die eidgenössische Verbindung geht itzt auch allen übrigen vor, und nur im Anfange ihrer Entstehung bedung man sich ältere aus. Sie hat sich von dem deutschen Reiche ganz unabhængig gemacht, und das letzte Ansuchen um die Bestätigung ihrer Rechte, welches sonst jede neue Regentschaft begleitete, hörte mit Maximilian II. gänzlich auf. Unter den folgenden Regierungen that niemand weiter einen Schritt; man sicherte, um die Bürger von St. Gallen, welche ihres Handels wegen die alte Verbindung mit dem deutschen Reiche hergestellt wünschten, zu beruhigen, ihnen die Garantie der ganzen Eidgenossenschaft zu. Und der westphälische Friede erklärte die Eidgenossen endlich, als vom deutschen Reich unabhængig. Auch liefs man nach der Trennung einiger Kantone von der römischen Kirche, die Vorbehaltung des Papstes aus den Bundesbriefen.

Der

Der Bund sechränkt keines Kantons Unabhängigkeit in Dingen ein, die dem Allgemeinen nicht unmittelbar nachtheilig werden. So verbietet mancher die Einfuhr der Münze, des Getraides aus anderen etc. Und nur die Verschiedenheit der Macht, Verfassung und Religion hindert ein engeres Bündnis. Der im Jahr 1586 geschlossene Bund zwischen den katholischen Staaten war der 1655 vorgeschlagenen vollkommenen Vereinigung der Eidgenossen entgegen, veranlasste nachher bürgerliche Zerrüttungen, auswärtige Bündnisse mit anderen katholischen Staaten. Diese sind indess nur defensiv, und man würde bey einer allgemeinen Gefahr der Eidgenossenschaft bald wieder das Nationalintresse aufleben sehen.

Diese Rücksichten machen die Verbindung der zugewandten Oerter mit den Kantons aber auch weit schwächer, als dieser unter sich selbst. Das Vorrecht einiger, den Zutritt zu den Tagfatzungen zu haben, ist mehr scheinbar als wirklich, da es nur in dem Rechte besteht, ihr Ansuchen unmittelbar vortragen zu können; und die wesentlichen

Vortheile aller bestehen lediglich darin, das Bündniß mit Frankreich, auch im westphälischen Frieden ihre eigenthümliche Freyheiten durch den eydgencßßlichen Schutz erhalten zu haben, und diese nur um so leichter schützen zu können.

Das Kriegerrecht setzt den Beytrag zum ersten Auszuge so fest: von den Kantons

Zürich:	1400	Mann
Bern:	2000	—
Luzern:	1200	—
Uri:	400	—
Schweiz:	600	—
Unterwalden:	400	—
Zug:	400	—
Glarus:	400	—
Basel:	400	—
Freyburg:	800	—
Solothurn:	600	—
Schaffhausen:	400	—
Appenzell:	600	—

zusammen 9600 Mann.

Von den zugewandten Oertern geben

Abtey St. Gallen: 1000 Mann

Die Stadt St. G. 200 —

Biel: 200 —

Zusammen 1400 Mann.

Außerdem giebt jeder von diesen noch
ein Feldstück von 6 Pfunden.

Von den Provinzen giebt:

Lugano: 400 Mann

Locarno: 200 —

Mendeis: 100 —

Val Maggio: 100 —

Die freyen Aemter: 300 —

Sargans: 300 —

Das Thurgau: 600 —

Baden: 200 —

Das Rheinthal: 200 —

Zusammen 2400 Mann.

Der ganze erste Auszug bestehet daher aus
13400 Mann und 20 Feldstücken.

Im Jahr 1777 traten die Kantone und
zugewandten Oerter endlich in ein Schutz-
bündniß mit Frankreich. Der Koenig
wünsch-

wünschte dies statt des einseitigen 1715 errichteten Bündnisses. Es ist nur auf funfzig Jahre bestimmt, und verspricht dem Kœnig bey einem Angriffe seiner europæischen Länder 6000 Mann über die kapitulirten Truppen zur Hülfe, den Schweizern dagegen von Seiten Frankreichs thätigen Beystand und einen freyen Salz- und Kornhandel. Beyde Partheyen versprechen Auslieferung der Verbrecher und Bestrafung des Banquerouts.

Schon nach dem Tode Ludwigs des Funfzehnten hatten die katholischen Stände der Schweiz dem neuen Kœnige eine Erneuerung ihres Bündnisses angetragen. Dieser wünschte aber mit allen Kantonen, sowohl protestantischen als katholischen, einen allgemeinen und ewigen Bund, der seit Ludwigs XIV. Tode abgestorben war, seit welcher Zeit man sich mit einem ewigen Frieden begnügte. Er erbot sich der Eidgenossenschaft im Fall eines Angriffes mit seiner ganzen Macht beyzustehen, wofür er nur ausser den schon im Sold habenden sechs Regimenten, noch sechs tausend Mann verlangte. Die Ausdrücke dieser Anerbietung aber waren so

so glänzend und artig, daß sie den alten Schweizern verdächtig vorkamen und den Ausgang dadurch sich selbst schwieriger machten. Man fühlte es, daß Frankreich immer der stärkere wäre, wie er schon oft mit Brechung manches Artikels gezeigt habe, daß das Bündniß mit Frankreich durch Entkräftung des Landes weit mehr Nachtheile als Vorthelle wirke, daß nicht nur kein Geld dadurch ins Land komme, sondern noch aus dem Lande selbst neben dem Solde welches verzehrt werde. Die Tagfatzung, welche in Baden sich deshalb versammelt, gieng daher, ohne etwas ausgemacht zu haben, auseinander. Indefs kam es doch endlich in dem obenerwähnten Jahre 1777 zu Solothurn nach langen Berathschlagungen zu Stande, und ward feyerlichst beschworen. Da aber vornehmlich durch die Hitze Heideggers, Bürgermeisters zu Zürich, vieles in den Artikeln vernachlässiget war, so brach die ganze Schweiz bald in eine Unzufriedenheit, die sich nur langsam und spät wieder legte. Unter diesen Artikeln war die Vernachlässigung der Freyheit von Abgaben, welche die in Frankreich angesessenen Schwei-

Schweizer erhalten sollten, und das der König ihnen nicht anders zugestehen wollte, als wenn sie seinen Unterthanen in ihrem Lande auch das nemliche Recht einräumen wollten, welches aber ganz ihrer Verfassung zuwiderlief.

Alle katholische Kantone stehen überdem noch mit Frankreich in einer solchen Verbindung, daß sie von ihm ansehnliche Hülfs Gelder ziehen; diese müssen aber nothwendig etwas den natürlichen Freyheitsgeist binden, welcher den Bund zu einem allgemeineren Vertrage eigentlich vereinigen sollte.

Unter sich selbst bestimmt der Bund und die Zeit in welcher die Theile von Helvetien in denselben eintraten, einen verschiedenen Rang.

Die acht *alten* Kantone, welche ihren Namen daher erhielten, weil nach dem Zutritt von Zug und Bern im Jahr 1352, mehr als ein Jahrhundert bis zu einer neuen Verstärkung des Bundes verstrich, haben verschiedene Vorzüge vor den übrigen Kantonen,

nen, weil diese später in den Bund mit einigen Einschränkungen aufgenommen wurden.

Um die Kantone endlich selbst unter einander zusammenhalten und ihre gemeinschaftlichen Geschäfte betreiben zu können, sind die allgemeinen Landtage oder Tagsatzungen eingerichtet. Zuerst werden sie von den sämtlichen 13 Kantonen und den zugewandten Kantonen gehalten, wenn man über ein allgemeines Bündnis oder die Schweiz überhaupt angehende Sachen berathschlagen will. Ein jeder Kanton hat darin nur eine einzige Stimme, die aber durch mehrere Deputirte gegeben wird. Die Stimmenmehrheit entscheidet.

Außerdem halten die katholischen Kantone und die reformirten, wozu auch Glarus und Appenzell gerechnet werden, ihre besonderen Satzungen, welche sich meistens mit dem besonderen Interesse ihres Glaubens beschäftigen. Eine wird zu Luzern, diese zu Aarau gehalten. Kleinere halten noch die Kantone zusammen, welche eine gemeinschaftliche Aufsicht über gewisse Provinzen haben.

Der

Der groſſe Landtag aller 13 Kantone (die Iahrrrechnungstagesatzung) wird jährlich am Iohannistage gehalten, und hat die Aufsicht über die allgemeine Sicherheit der Schweiz, über alle Kriegs- und Friedens-, alle inländischen Angelegenheiten, und endlich über die Administration der gemeinschaftlichen Vogteyen. Er dauert gewöhnlich niemals über einen Monat. Zugleich werden hier die auswärtigen Geschäfte besorgt, den fremden Gefandten Audienzen gegeben etc. Ehemals hielt man ihn zu Baden, seit 1712 aber zu Frauenfeld. Bey jeder dringenden Angelegenheit hat jeder Kanton das Recht einen allgemeinen Landtag zusammenzurufen. Dies kann auch jeder auswärtige Gefandte, aber auf Kosten seines Hofes.

Jeder Kanton sendet gewöhnlich zwey Deputirte auf den Landtag; St. Gallen und Biel aber nur einen. Der züricher Gefandte ist immer zugleich Präſident des Landtages, hat den Vortrag, die Stimmenſammlung, und faßt die Dekrete ab. Von den beyden expedirenden Protokollisten, muß einer reformirt, der andere katholisch seyn.

Was

Was den ganzen Schweizerbund betrifft, dessen Entstehung ich bey der Geschichte desselben weitläuftiger aus einander setzen werde, so kann man ihn als eine einzige Republik ansehen, die als eine solche sich auch im Verhältnisse mit andern Fürsten befindet. Er schickt seine Gesandten an auswärtige Mächte, wovon dann immer einer katholisch und der andere reformirt ist.

Einige europæischen Mächte unterhalten daher auch in der Schweiz ihre Minister; Frankreich in Solothurn, in Graubünden, Wallis und Genf; der Kayser in Basel oder Baden, der Papst zu Luzern, England zu Bern oder Zürich. Spanien hatte sonst einen zu Luzern.

Man kann ganz Helvetien: 1) in die schweizerische Eidgenossenschaft abtheilen; 2) in ihre Bundsgenossen, 3) in ihre Unterthanen, und 4) in die Bundsgenossen ihrer Unterthanen.

I. Kantons find:

- 1) Zürich.
- 2) Bern.
- 3) Luzern.
- 4) Uri.
- 5) Schwyz.
- 6) Unterwalden.
- 7) Zug.
- 8) Glarus.
- 9) Basel.
- 10) Freiburg.
- 11) Solothurn.
- 12) Schaffhausen.
- 13) Appenzell.

II. Bundsgenossen find:

- 1) Biel.
- 2) Die Stadt St. Gallen.
- 3) Die Abtey St. Gallen.
- 4) Graubünden.
- 5) Wallis.
- 6) Der Bischof von Basel.
- 7) Neuburg und Valendis.
- 8) Mühlhausen.
- 9) Genf.

III. Die

III. Die Unterthanen der Schweizer.

1) Die italienischen Landvogteien.

Luzano, (Louis); Locarno (Lug-
garis) Mendeis; Val Magio (Mein-
thal) Bellenz, Bollenz, Riocera.

2) Gaster und Uznach, welche an Schweiz und Glarus gehören.

IV. Die Unterthanen der Bundsgenossen.

1) Die Graubündten. Borraio, Chia- venna, und Veltlin.

2) Unterwallis.

3) Toggenburg.

Sieben Kantons, Zürich, Bern, Luzern,
Basel, Freyburg und Solothurn haben mehr
oder weniger eine aristo-demokratische
Regierungsverfassung. Zürich, Basel und
Schaffhausen sind aber mehr demokratisch,
Bern ganz aristokratisch, die andern mehr als
demokratisch. Die Verfassung hängt hier
sichtbar von dem ersten Gange des Han-
dels ab.

Sechs andere Kantone: Schweiz, Uri,
Unterwalden, Glarus und Appenzell sind

ganz demokratisch. Sie haben alle ihr Volks-
tribus. Uri 10. Schweiz 6. Unterwal-
den 2. Zug 2. Glarus 15. Appenzell 12.
Die Landammann ist das Oberhaupt, dann
der Statthalter, sein Postenvertreter, der Ban-
nerherr oder Standartenträger des Kantons,
Schatzmeister, etc. Die Besetzung der Stel-
len durch eine Familie ist meistens in allen
diesen Kantonen gesetzlich verboten, und die
Einwohner erhalten von ihrem 16ten Jahre
an eine Stimme.

Die Regierungsform jener drey Kanto-
ne, welche den ersten Schweizerbund knüpft-
ten, Uri, Schweiz und Unterwalden, ist nicht
nur ganz demokratisch, sondern auch bey-
nahe ganz dieselbe. Die Souveränität ge-
hört dem Volke, das, in mehrere Gemeinden
getheilt, seine Magistratspersonen erwählt.
In Schweiz und Unterwalden besorgt ein Re-
gierungsrath von sechszig Personen die Ge-
schäfte, Unterwalden aber ist itzt in
zwey Distrikte getheilt, deren jeder seine ab-
gesonderte Regierung hat.

In allen diesen Volksstaaten glaubt man unter den Helvetiern am freyſten zu ſeyn. Aber das Beyſpiel von Gent beweist es, wie leer das Wort *Demokratie* ſey, wenn die Obrigkeit mit der höchſten ausübenden Gewalt nicht vom Volke gewählt wird noch zur Rechenschaft gezogen werden kann. Nichts iſt darin gefährlicher als die Uebertragung der höchſten bürgerlichen und peinlichen Gerichtsbarkeit an den täglichen Rath, der unausgeſetzt die Staatsverwaltung beſorgt. Die Bürgerschaft muß zu einer vernünftigen Verwaltung ebenfalls Einfluß haben.

Eine ganz allgemeine Demokratie iſt überhaupt nur in einer kleinen Republik erreichbar, und allein in einem noch unverfeinerten Sittenzuſtande möglich, ſo lange es noch nicht Reiche giebt, die über die minderen Volksklaſſen einen unverhältnißmäßigen Einfluß gewinnen. Ueber die daraus entſtehende Verderbniß des Willens vermögen keine Geſetze etwas. In der Abhandlung der Staatsverfaſſungen einiger einzelnen Kantone

wird über diesen Punkt sich noch mehr genaueres sagen lassen.

Schon nach den allgemeinen Grundsätzen der Regierungsformen läßt sich der Einfluß des Adels beurtheilen. Er gilt alles in Aristokratien, wenig in den Staaten einer gemischten Verfassung, und gar nichts in den Demokratien. Nur hat man in manchen Aristokratien den falschen Grundsatz, den Adel der erworbenen Länder gar nichts gelten zu lassen.

Der Adel des Waatlandes ist durchaus von allem Antheil an Staatsgeschäften ausgeschlossen und er hat nur noch den einzigen Weg, sich zu erhalten, da der Handel entehrt, daß er auswärts Kriegsdienste nimmt. Dies entvölkert aber den Staat außerordentlich und macht ihn selbst mit dem Oberbefehl mißvergnügt.

Die Rang- und Tittelsucht herrscht übrigens in der Schweiz so gut als in Deutschland.

Belon-

Besonders seit einiger Zeit hat sich der Schweizeradel vorzüglich gemehrt. Die Selbsterhöhungen sind aber nirgends so häufig als in dem französischen Theile Helvetiens, wo manches kleine Gütchen, das in hundert Jahren seinen Besitzer zehnmal verändert, eben so viele Adliche hervorgebracht hat. Die meisten Besitzer von nur erträglichen Ländereyen ruhen nicht eher, als bis sie von irgend einem Fürsten ein *von* oder gar einen Orden aufgehascht haben, und die meisten Bedienungen in den Kantons sind mit den prächtigst klingenden Titeln verbunden, deren in ihrer ganzen Ausdehnung auch die Weiber theilhaftig werden.

Als eine Hauptursach jener Entvölkerung, wovon ich schon oben manches gesagt habe, ist die Schwierigkeit für einen Fremden, Bürger zu werden,

In Zürich sind sie mit ihrem Bürgerrechte so sehr zurückhaltend, dass hundert und funfzig Jahre wohl seit der Aufnahme eines neuen Bürgers verstrichen sind. Dies ist noch
er-

erträglich, wenn man den Nichtbürgern doch einen Aufenthalt in der Stadt und Handelsfreiheit verstattet. Aber in manchen kann jemand nicht einmal ein Haus besitzen oder das geringste Gewerbe betreiben, ohne Bürgerrecht. Basel ist hiervon ein merkwürdiges Beyspiel. Nur wenige Städte, als Genf (besonders seit kurzer Zeit,) Nidau etc. lassen eine Bürgervermehrung, wiewohl meistens mit ansehnlichen Kosten zu.

Ein mit der inneren Struktur der Kantone enge verwebter Fehler, ist die Langsamkeit, mit der die Staatsgeschäfte betrieben werden, und die nirgends so auffallend, als hier ist. Dies liegt in der Natur der Verfassung, und der Zertheilung des Ganzen in eine Menge kleinerer Länder. Das Intresse der Schweiz ist daher nichts anders, als das Resultat der Vortheile von zwanzig und mehreren einzelnen und verschiedenen Staaten. Daher muß ein jeder Kanton zuerst für sich eine Berathschlagung anstellen, ehe er Abgesandte schickt, um sich mit seinen Glaubensgenossen zu berathen. Dies zertheilt das allgemeine Intresse

nun

nun wieder in zweye; jede Religionsparthey hat dann in der allgemeinen Versammlung eigene und sehr abweichende Foderungen, und die Etikette, worauf alle Theile gleich viel halten, dehnt nun die Berathschlagung noch muthwilliger aus.

Die schweizerischen Republiken haben alle zusammen kein vollstændiges und genau bestimmtes peinliches Gefetzbuch. Man hat dies schon öfters festzusetzen sich bemüht, aber man würde die Strafe so gelind nicht schriftlich setzen können, als man gewöhnlich zuerkennt. Diese Gelindigkeit ist in den meisten Staaten sehr groß. Sonst richtet sich die ganze Gesetzgebung nach dem Lokale, und nach den mannichfachen Bedürfnissen desselben.

Was die allgemeine Staatsverfassung der Schweiz noch Eigenthümliches hat, sind die Amtleute. Die Eidgenossenschaft hat überhaupt zweierley Arten derselben, wovon die eine über die verschiedenen Distrikte aristokratischer Kantone, die andere über die, ei-

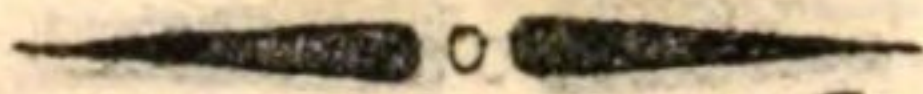
nem oder verschiedenen Kantonen unterworfenen *Aussenlande* gesetzt ist. Iener ist dem obersten Rathe für jeden seiner Schritte verantwortlich, indessen dieser (wenn er nicht durch besondere Landesprivilegien zurückgehalten wird,) durch die unbeschränkte Aufsicht auf jeden Theil der Jurisdiktion und Polizey sowohl einen wichtigeren Einfluss hat, als auch dadurch, dass ihm manche seiner Nebeneinkünfte auf gewisse Taxen und Abgaben angewiesen sind, oft veranlasst wird, diesen Einfluss zu missbrauchen. Man kann zwar im letzteren Falle vom Amtmann an einen bestimmten Ausschuss appelliren. So besetzt und untersucht man Sargans, und die andern den acht ältesten Kantonen gehöerigen Lænder jährlich auf der Tagsetzung in Frauenfeld. Aber die Erfahrung hat es erwiesen, dass alle Vorfichten nicht immer gegen Bedrückungen sichern.

Der Werth der Landvogteyen ist ebenso sehr nach der Wohlhabenheit oder der Armuth ihrer Bürger verschieden. Daher sind die Basler viel unbeträchtlicher, als die von Bern

Bern und die Reichen der Stadt bekümmern sich so wenig darum, daß sie dieselben sehr selten annehmen.

In einigen demokratischen Kantonen ist es noch Sitte, daß jeder neuerwählte Land-
amtmanu eine gewisse Summe vor dem An-
tritte seiner Stelle in den öffentlichen Schatz
legen muß; ein Gebrauch, welcher den Un-
terthanen nachher zur Last fällt, da der Am-
mann nachher auf den Ersatz seiner Ausgabe
zu denken gezwungen ist. Meistentheils fin-
det man daher die Unterthanen der demo-
kratischen Staaten stärker gedrückt, als der
aristokratischen.

Durch die ganze Schweiz herrscht übrì-
gens eine vollkommen gute Polizey, und
man findet niemals die Ungebundenheit in
eine Wildheit ausarten, wenn man die allge-
meinen Volksfeste (in demokratischen Kanto-
nen besonders) ausnimmt, wo die Lustigkeit
der Nation zuweilen in kleinen Ausschwei-
fungen sich äußert.



Die Polizey æußert sich in manchen Kantonen besonders durch die vortreflichen Anstalten zum Besten der Unterthanen, durch die Armen - und Waifenhæuser, (wovon schon oben geredet ist) und besonders hin und wieder durch Anlegung von Magazinen. So hat man in Zürich, durch Errichtung eines Kornmagazins, ernste Anstalten getroffen, eine etwa einmal zu entstehende Hungersnoth mœglichst abzuwehren. Die letzte Dürre setzte seinen Nutzen in ein vollkommenes Licht, da der Staat das Pfund Korn um die Hælfte wohlfeiler verkaufte, als der Marktpreis war.

Die Reformation verbreiteten sich schon sehr fröh in der Schweiz. Unter allen Stædten aber war Zürich die erste, welche sich unter Zwinglis Anführung von der rœmischen Mutterkirche absonderte. Dieser Mann ward überhaupt von einem solchen Geist der Sanftheit und Milde belebt, der ihn eines besseren Schicksals würdig machte. Denn bey den nachher zwischen den Lutheranern und Reformirten aus-

ausbrechenden Streitigkeiten rieth er immer zum Frieden, und er scheint über Kleinigkeiten so sehr erhaben als von anmassendem Stolze entfernt gewesen zu seyn. Schon vor Leo X. Ablasshandel hatte er zu Glarus und Einsiedlen wider manche Misbräuche der römischen Kirche öffentlich gesprochen, und sich einen Kredit verschafft, der ihm nachher bey ausbrechender Reformation seine Anhänger beträchtlich vermehrte, und 1524 den Magistrat zu Zürich endlich zum Bekenntniß für die Reformation bewog. Mehrere Kantone, Bern, Basel und Schathausen etc. traten nachmals ihr bey, aber die Religionsverschiedenheit trennte bald die Einigkeit der Verbindung und gab zu einem bürgerlichen Kriege Veranlassung, in welchem die Protestanten geschlagen wurden und Zwingli im Treffen bey Kappel ums Leben kam. Der Friede von Aarau stillte diese Zwiste endlich, der in allen vermischten Kantonen eine vollkommene Gleichheit zwischen den beiden Religionen feststellte.

Die Protestanten erfreuen sich indess in manchen Kantonen, wo besonders beyde Religionspartheyen gemischt sind, ansehnlicher Vortheile. So bleibt der Landammann in Glarus, der von protestantischer Seite gesetzt wird, drey Jahre lang im Amte, indess der katholische nur zweye regiert. Dies ist auch in noch anderen Gegenden der Fall.

Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen, und über zwey Drittel von Glarus, und über die Hälfte von Appenzell sind *protestantisch*; alle anderen katholisch. Bern ist der grösste und wichtigste Kanton, nach ihm Zürich, der ihm aber im Range vorgehet. Luzern, Freyburg und Solothurn sind unter den katholischen die mächtigsten.

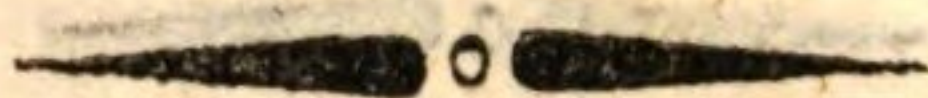
Die Einrichtung, daß jeder Schweizer in der Gefahr seines Vaterlandes die Waffen zu ergreifen verbunden ist, (eine Anstalt die den allgemeinen Patriotismus unendlich befördern muß,) verbunden mit der natürlichen Abhärtung seines Landes und Gabe zum Kriegswesen, machen diesen kleinen Staat

mächt-

mächtig genug. Der daraus entspringende Mangel an stehenden Heeren, da nur wenig Städte einige feste Regimenter unterhalten, sichert zugleich die Regierungsverfassung der Republiken.

Die ganze Bürgerschaft ist vom sechszehnten bis zum sechzigsten Jahre zum Soldatenstande eingeschrieben, welches mehrentheils, wenn die jungen Leute zum Abendmahl gegangen sind, geschieht. Jeder muß sich seine Uniform, sein Gewehr, vier Pfund Kugeln und Brod auf 4 Tage bereit halten. Die Reuterey wird durch reiche Bauern besetzt, welche Pferde genug vorræthig haben. Alle Frühjahre gehen die grossen Musterungen vor, und die Bauern üben sich ausserdem noch zu verschiedenen Zeiten in kriegerischen Geschæften. Man theilt Preise aus, und hin und wieder sind selbst Schützengesellschaften entstanden. So ringt und læuft man auch um einen bestimmten Preis.

Auf den hœchsten Bergen sind Haufen durren Reifigs und Strohes zusammengetragen,



gen, welche bey irgend einer Gefahr sogleich angezündet werden, durch das ganze Land mit ausnehmender Schnelligkeit fortlaufen, und den Einwohnern zur Rüstung das Signal geben. Dies nennt man Hochwachten, welche in 24 Stunden die ganze Schweiz unter Waffen setzen können.

Der ausländische Kriegsdienst ist sehr vortheilhaft. Aber nur verbündete Staaten dürfen werben. Gezwungen darf niemand werden, und viele Kantons haben deshalb noch besondere Anstalten getroffen. Die katholischen Kantone gehen überhaupt mehr in Kriegsdienste als die protestantischen. Die Kantone lassen ihre Truppen nur verbündeten Mächten ab, und meistens auch nur Defensivtruppen.

Die Füsiliers sind der Kern der ganzen schweizerischen Armee, sie müssen unverheyrathet bleiben, und sind meistens die schönsten jungen Leute. Jedes Regiment enthålt 2 Bataillons, jedes von fünf Kompagnien, welche aus 110 Mann bestehet. Die Electionairs, weniger schöne und verheyrathete Leute haben 12 Kompagnien, gut zu 218 Mann.

Man

Man hat ausserdem noch Dragoner, Kürassier und Kanonier. Die zweyten sind zum Theil, ihrer Unnützlichkeit in einem gebirgigten Lande wegen, in erstere verwandelt. Die Uniform ist blau mit rothen Aufschlägen bey der Infanterie, und nur im bernischen roth. Im Frieden ist kein allgemeiner General. Ueber den Stab eines jeden einzelnen Kantons werde ich unter der Staatsverfassung eines jeden etwas sagen. So auch über die besonderen Anstalten einiger von ihnen.

Das ganze Waatland hat Distrikte, von denen jeder ein Regiment stellt, und unter der Aufsicht eines Major de Departement steht, welcher es mustert, ohne dabey eine Stelle zu haben und im Kriege mit ihm ziehen zu müssen, und für seine Vollzählichkeit sorgt.

In der Schweiz ist folglich ein jeder Bürger Soldat. Wo die Landleute gleichsam nur Unterthanen der Stadt sind, fallen meistens Stædtern die höhern Offizierstellen zu. Jeder Kanton hat alle seine Einwohner in Regimenter getheilt, die zur Musterung an bestimmten Tagen sich vereinigen. Gewöhn-

wöhnlich mustert man aber nur einzelne Compagnien.

Die Kantone thun alles, dem Soldatenwesen ein Ansehen zu verschaffen, das ihm natürlich nicht anhängt, wo die Gefahr des Staates und des gezwungene Bedürfniss seiner Vertheidigung es zuerst geltend machen. Die Uniform wird daher immer als ein Ehrenzeichen betrachtet, und bey den feyerlichsten Gelegenheiten gebraucht. Der junge Schweizer tritt immer als Soldat an den Altar. Man hält sie zur Reinlichkeit an, und bey der jährlichen Musterung wird hierin keine Unordnung leicht übersehen. Wer mit dem Geist des Soldatenwesens genauer bekannt ist, wird hierin keine geringe Aufmunterung finden, aber in einem Freystaate giebt es dessenungeachtet in diesem Punkte eigene Schwierigkeiten, denen man niemals ganz ausweichen kann; eine Erörterung, die ich besonders bis auf die Staatsverfassung von Bern verspare, deren Eigenthümliches dazu eine besondere Veranlassung giebt.

Ein Hauptaufmunterungsmittel, welches dem Stande eines Soldaten in der Schweiz

Schweiz einen æufseren Glanz gewährt, liegt in der Theilnahme der Fürsten obrigkeitlichen Personen des Staates. Nicht allein die Häupter Republik werden mehrentheils als gebohrene Anführer des Militärs angesehen, sondern in fast allen Kantonen drängen die Vornehmen sich nach Offiziersstellen, wodurch sie sowohl eine æufsere Auszeichnung zu erhalten, als sich auch durch den häufigen Umgang mit den unteren Klassen die Stimmen der Bürger zu versichern glauben.

Eine Haupthinderniss indeß, warum der schweizerische Soldatenstand niemals das Gewicht erhalten wird, worauf er doch an sich allgemeine Ansprüche hat, ist in dem Nationalcharakter und der gewohnten Lebensweise selbst befindlich. Wenn der Bauer den Geschæften seines Hausstandes die ganze Woche über nachgegangen ist, und sich in ihnen herzlich ermüdet hat, so ist es sehr begreiflich, daß er den Sonntag als einen Tag der Ruhe und Freude betrachtet. Alle Beschäftigungen dieses fröhlichen Zeitpunktes müssen darum natürlich zu Lustbarkeiten und Spielereyen entarten. Die Uebungen der Bürger
fallen

fallen aber zum Unglück gerade in diesen Tag, wo die Sinne nur dem Angenehmen und Lustigen sich eröffnen, es kann daher nicht fehlen, daß sie von dieser Stimmung etwas sich zueignen und daß die ernstesten Anstrengungen des Krieges zu leichten Spielen entarten, an denen nicht allein die jungen Leute des Dorfes, sondern auch die jungen Mädchen sich mit grossem Gelächter ergötzen.

Die Einkünfte der Kantone hängen

I. von der Steuer ab, welche Ein- und Ausländer trifft.

II. Dem Zehnten vom Getraide, Wein, Hornvieh, Obst, Hülsenfrüchten. Dieser ist oft sehr willkührlich.

III. Dem jährlichen Grundzins, welcher meist aus der Erbpacht herkommt. Die Abgabe des Lots betraf die Lehen und

IV. die herrschaftlichen Renten.

V. Die Kontributionen.

VI. aus Domänengüter.

VII. Dem Waarenzoll.

Grosse, Carl, 1768-1847

Die Schweiz

Bd.: 2,1

Halle (1791)

Helv. 352-2,1/2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10620318-1

VD18 80082998-001